



## XVI.

**D**er Dampfer setzte sich in Bewegung. Wie die Lokomotive ihren Pfiff, das Posthorn sein Trara — so hat auch das wasserpflügende Rad sein plätscherndes Abfahrtsignal. Man empfindet bei alledem dasselbe: ein etwas gehobenes „Also jetzt!“

Es waren ziemlich viele Reisende an Bord, und bei der Abfahrt waren die meisten auf Deck geblieben, um dem zurückweichenden Hafen nachzusehen. Auch ich wandte den Blick dahin. „Leb wohl, mein Tuskulum! Jetzt geht's hinaus in eine fremde, feindliche Welt.“

Fremd, weil die Gedanken, die ich in letzter Zeit gedacht, sie nicht bewegen.

Feindlich, weil ich ja ausgezogen war, sie zu bekämpfen.

„Prinz Roland mit Gefolge“ . . . . Natürlich war ich wieder, wie ich das gewohnt, der Gegenstand der Zuborkommenheit von seiten des Kapitäns, Dienstbeflissenheit von seiten des Personals und Neugierde von seiten der Reisegesellschaft. Und Gegenstand des Neides sicherlich. Sie muteten mir wohl alle zu, ich sei auf dem Wege zu irgend einem besonderen Vergnügen, und räumten mir das Recht ein, mich zu vergnügen — als eine Art Standesattribut — um nicht zu sagen: Standespflicht.

Mir und meinesgleichen den Weg zum Vergnügen zu ebnen, Teppiche unter unsere Schritte zu breiten: das erscheint den anderen — den Geplagten und Armen — als eine Pflicht ihres Standes. „Die Kabine Nr. 1 ist für Euer Durchlaucht reserviert.“ — „Befehlen Durchlaucht das Frühstück extra serviert?“ Und dergleichen mehr.

Diesmal war aber neben mir noch ein bevorzugtes Wesen an Bord, welchem gleichfalls Aller Aufmerksamkeiten, Bücklinge und neugieriges Interesse galten: eine junge Frauenerscheinung. Keine Prinzessin — wie ich später erfuhr —, aber dennoch eine Kronenträgerin. Die Krone der Schönheit nämlich. Dazu die Folie, die jeglicher Königlichkeit das richtige ‚Prestige‘ verleiht: — Reichtum. Zwei Kammerjungfern und zwei Diener hatte die junge Dame im Gefolge. Von höchster Einfachheit, natürlich, die Reisettoilette, dennoch von höchster Eleganz, „du bon faiseur“, wie die Kenner in Paris zu sagen pflegen.

Es ist doch etwas Schönes um den Luxus — um das Glänzende, Duftende, Prächtige . . . Ihr Schwärmer für die Einfachheit der Natur: seht euch nur die Pfauenschleppe an und das Kolibrigeschmeide und die dunkle Sammettaile des Stiefmütterchens und sagt nicht, die überflüssige Pracht sei gegen die Natur.

Hier das Porträt meiner Mitreisenden: groß — vielleicht übergroß; sehr schlank. Etwas lange, aber sehr schmale, hoch ‚kambrierte‘ Füße. Ich nenne diese Schönheit zuerst, nicht weil ich sie über alle anderen schätze, sondern weil ich sie zuerst bemerkte; die Gestalt, als sie, dichtverschleiert, an mir vorbeiknifft; — das Füßchen, als sie am anderen Ende des Verdecks, wohin ich ihr folgte, sich in einen Schaukelstuhl niederließ und auf die Stäbchen eines vor ihr stehenden Feldsessels die gelblebernen Knopfstiefelchen setzte. Der graue Kleider-

roß hatte sich da ein wenig umbogen und zeigte das blaue seidene Futter, das ich vorhin auf dem gleichfalls sichtbar gewordenen seidenen Unterroß knistern gehört. Jetzt schlug sie den Schleier zurück, und ich sah ihr Gesicht: tadellos, fast blendend. Weichenblaue, große Augen, umrandet von sehr dichten, aufgebogenen Wimpern, ebensodichte und dunkle, fein gezeichnete Brauen; zarter Teint, auf den Wangen rosa angehaucht, der Mund klein und granatroth. Das Näschen gebogen, im Kinn ein Grübchen, die Ohrmuscheln wunderbar klein, am Hinterkopf ein massiger, sehr fest gedrehter, goldschimmernder Haarknoten.

Wer die Liebliche war? Das erfuhr ich durch den Kapitän: Fräulein **Melinda v. Korgany**, Tochter eines ungarischen Großgrundbesizers, der eine englische 'professional beauty' und 'new woman' geheiratet hatte. Beide Eltern tot. Das vierundzwanzigjährige, sehr reiche Mädchen war ganz unabhängig und bethätigte diese ihre Selbständigkeit, indem sie ihren eigenen Haushalt führte, sich keiner Familie angeschlossen und auch keine überwachende Tante oder dergleichen über sich eingesetzt hatte.

Ob sich da vielleicht ein schönes, kleines Abenteuer anzuknüpfen ließe? Dies wäre wohl der Gedanke gewesen, der vor einigen Jahren mich bei solcher Reisebekanntschaft erfaßt hätte. Damals nämlich, als ich noch reisete, um mich zu vergnügen, da war ich mir Mittelpunkt der Welt und alles Umgebende nur Requisit der eigenen, mehr oder minder genußreichen Erlebnisse. Jetzt aber war das vorbei. Ich reisete in einer Mission. Verlieben? Das war's ja, was ich vermeiden wollte, als ich mir die freiwillige Gast aufgelegt, denn ich wußte wohl, daß Liebesleidenschaft gegen alles Uebrige gleichgültig macht. Seither aber war ja meine tatsächliche Leidenschaft der Abscheu vor der Dual, so heftig angewachsen, daß

sie es nun war, die mich gegen alles Uebrige gleichgültig machte und mich vor den Gefahren des Verliebens feite.

Mein Reiseziel war Wien — über Triest. Das ihrige ebenjo; doch beabsichtigte sie, einige Tage in der adriatischen Hafenstadt zu bleiben, während ich vorhatte, von dort mit dem Abendzuge gleich weiter zu fahren.

Dies hatten wir uns nach der vom Kapitan vorgenommenen Vorstellung gegenseitig mitgeteilt. Die Meerfahrt dauerte sechs Stunden, und diese Stunden verbrachte ich größtenteils — zuerst auf Deck, dann beim Diner, dann wieder auf Deck — neben der schönen Melinda.

Kein Schatten von Koketterie in ihrem Benehmen — die harmloseste, natürlichste Heiterkeit. Und ich meinerseits: kein Courmacher — nur Beobachter. Ich war ausgezogen, Unglück und Jammer, Laster und Niedrigkeit, Lüge und Bosheit zu bekämpfen — und das erste, was mir unterkam, war ein Bild der harmonischsten, hellsten, reichsten Lebensfreudigkeit. Diese glatte Stirn mußte noch niemals eine Sorge umwölkt haben, und hatten diese glänzenden Augen jemals geweint? Dabei ein Hauch von unberührter Reinheit . . . .

Mußte das nicht täuschen? Eine junge Schönheit, die so allein lebt, kann die wohl . . . ? Doch ich schämte mich dieses Zweifels, kaum daß er mir durchs Hirn geblitzt — sollte ich denn auch jene landläufige Form von Frauenverachtung mir zu schulden kommen lassen, die darin besteht, zu glauben, daß auf Frauentugend — ungefähr wie auf Tigerunschädlichkeit — nur dann zu rechnen ist, wenn sie mit Rüstigstäben umgeben und von einer Wärterstange (*garde-de-dame*=Aufsicht) in Respekt gehalten wird?

Es war eine Lust, dieses glückberechtigte Menschenkind zu betrachten und mir vorzustellen, daß dessen Lebensverhältnisse ihm noch gestatteten, glücklich zu sein. Sie mußte rings um

sich Liebe und Bewunderung einflößen; ihr Reichthum gab ihr die Möglichkeit, alle Freuden des Luxus, der Kunstschönheiten, des Reiselebens, der Geselligkeit und des Wohlthuns zu genießen. Ach, mir armem Quastöter war es förmlich eine Wohlthat, da einem so strahlenden Muster vom Gegenpart meines Feindes zu begegnen. Ja, dem Himmel sei Dank — viel des Himmlischen giebt es dennoch auf unserer Erde . . .

Aber auch hierin gilt es noch, harte Sträuze auszusechten, denn die dummen Menschen strengen sich so übermenschlich an, um zu verhindern, zu verrammeln, zu fesseln, zu ersticken, was da hell ist und süß. Auf das schwere Schuldkonto unserer unvollkommenen Kultur sind nicht nur die böswillig auferlegten Leiden, sondern auch die mutwillig versäumten Freuden zu setzen.

Und als dritter Schuldposten: die Aufstapelung, die Anhäufung der Genüsse bis zu jenem Grade, der Ueberdruß und Stumpfseinn bringt. Dieses Vielzubielen und Vielzuoft, das alle Freuden entwertet, das sie ermüdend und anwidern macht — wie deutlich wird uns damit das Sündhafte jener Zustände gezeigt, welche die Lebensgüter so ungleich verteilen: dort Berge von Luxus, da Abgründe von Elend — und in beiden Extremen atmet es sich schwer. Freilich viel schwerer noch unten, als oben. — Ich mag mich nicht zu jenen Reichen gesellen, die für die Armen stets den Trost bereit haben: „O, glaubt es nur: unser Ueberfluß macht genau so viele Sorgen, wie euch euer Mangel.“ Das ist gelogen. Mangel schafft positive Qual — der Ueberfluß schafft mitunter nur wirkungslos gewordene Lust. Alle diese Betrachtungen flöhte mir der Anblick meiner Reisegefährtin ein.